

Theater * Concerte
Vergnügungen

Königl. Schauspiele.

Donnerstag, Opernhaus. 297. Vorstellung.
Hämisch, komische Oper in einem Akt von Georges Bizet. Dirigent: Sinfoni und Orchester. Anfang 7 1/2 Uhr.
Freitag, Opernhaus. 298. Vorstellung.
Die Entführung aus dem Serail. Oper in 2 Akten von Mozart. Dirigent: Sinfoni und Orchester. Anfang 7 1/2 Uhr.
Samstag, Opernhaus. 299. Vorstellung.
Das Leben ein Traum. Dramatische Oper in 5 Akten, bearb. von Carl August Wehler. Anfang 7 1/2 Uhr.

Deutsches Theater.

Montag: Die Weber.
Dienstag: Samlet.

Lessing-Theater.

Montag: Die Schmeichlergesellschaft.
Dienstag: Madame Sans-Gêne.

Berliner Theater.

Montag: Walter von Slawoff.
Dienstag: Zwei glückliche Tage.

Residenz-Theater.

Montag: Der Unterpfand.
Dienstag: Villa Villibicheln.

Neues Theater.

Montag: Figaros Hochzeit.
Dienstag: Komödianten.

Theater Unter d. Linden.

Gaulker. (Les Forains).
Anfang 7 1/2 Uhr.

Friedrich-Wilhelmsstädt. Theater.

Jabuka (das Aplet) von Stalder u. Davis. Musik von Rob. Strauß.
Anfang 7 1/2 Uhr.

Schiller-Theater.

Montag, den 12. November.
Ab. 8 Uhr: P. St. Sinfoni.

Adolph-Ernst-Theater.

Der kleine Herr.
Die ewige Braut.

Central-Theater.

D, die Berliner!

Helle-Alliance-Theater.

Don Sammel. Vier Reimen als letzte Nocturne der Saison anerkannt.
7 1/2 Uhr: König Strauß.

Apollo-Theater.

Volks-neues Programm.
10 Debut.

Reichshallen-Theater.

Wer ist - Was ist
Jean Rollon?

Wintergarten.

Méaly.

American-Theater.

Jeden Abend 9 1/2 Uhr:
unter jubelndem Beifall:
Die Reezenburg.

Victoria-Brauerei.

Jeden Montag u. Freitag:
Stettiner
Sänger

Ben-Ali-Boy.

Unter den Linden 21.
Magie.

Berliner Aquarium.

Unter den Linden 68a,
Ecke der Schadowstrasse,
Eingang Schadowstr. 14.
Eintrittspreise

I Mark.

Reichhaltige Ausstellung von Land- und Seethieren, wie Affen, Riesenschlangen, Krokodile, Hai- und Tintenfische, Qualen etc.

Concert-Haus.

Karl Meyder-Concert.
Beethoven-Abend

Orv. Leonore II., Sinfonia No. 7.
4-ter „Septett“ (mit mehr. Besetzung d. Streichinstrumente).

Blumensäle, Berlin's vornehmstes
Ball-Etablissement
78 Alexanderstr. 78.
Siebenbürgische National-Capelle Lantos György.

Balhaus,
Joachimstrasse 20. Joachimstrasse 20.
Beispielloser Erfolg.
Täglich: D. Victor u. Dario.
Preisgekrönte Parterre Tanz-Truppe.

Gebirgshüter-Theater.
Der Millioner-Schüler.
Circus Renz
Carlestrasse,
Montag, 12. November,
Abends 7 1/2 Uhr:
Tjo Ni En.

Palermo.
Hotel de France,
Piazza
Marina-Giardino-Garbaldi.
Schöne Lage.
Veranda hellbelichtete Weine.
Besitzer P. Weinen aus Köln.

Locomobilen
neue und gebrauchte
in allen Größen
verkauft und vermietet
Leonhardt & Co.
Berlin, Schiffbauerdamm 3.
Telephon-Amt III. Nr. 8350.

Internationales Patent.
Büreau
Carl Fr. Reichelt,
(Stabl. Dresden 1888, diploma-
tiert, prämi.) Berlin NW.
Luftschiff 25, gegenüber
dem Kaiserl. Patent-Amt.
h'et einzig bestehende
Vorteile. Man verl. Prospect.

Mannekin
Kaufm. Verein
Central-Stecken-
Veranstaltung-Bureau
4 veränd. im Verleihen d. d. d. d. d.
Mitglied des Stellenvermittlungsbüros
Königs Vers. Wir empfehlen unsere
erfahrene Stellenvermittlung
Präsidenten und Gehilfen.
Einschreib-Gebühr für Bewerber
Mark 1.50. - Bedingungen kostenfrei.

Illustr. Preisliste kostenlos
Magdeburg, Sauerkrant
Postcollo M. 2 1/2 Ank. 25 Pfd.
M. 4, 1 Anker 80 Pfd. M. 6,50.
Postcollo Salz-Dillgurken M. 2
Schokf. M. 5,50, Anker 120 -
150 St. M. 8.
Postcollo del. Sauerkrant M. 4,50.
Postcollo Weingurk-Gürken
M. 4,50, Zucker M. 5,25.
Postcollo Preisheeren, gelbe-
artig in Zucker, M. 4,50.
Postcollo Vierfrucht-Erdb.,
Kirschl., Johh. M. 6,50.
Rheinisch. Apfelkrant
M. 4,50.
Postcollo 3 Dos. f. Gemälde sort.
M. 6,50, 7 Dos. feinst. Früchte
sort. M. 6,50
versend. geg. Nachn. od. Voreinsend. f.
Conservenfab. S. Pollak, Magdeburg.

Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, streng reell, sorgfältig, schnell.
Fabrikation u. Vertrieb von Secheln. - Permanente Anstellung in der Kaiser-Passage.
Laboratorium u. Versuchsanstalt für Chemie, Elektrotechnik, Physik u. a.
-> Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite. <-
Energieverwertung. An- u. Verkauf von Erfindungen.

Ueber
P. Smeitel's Haar-Tinctur.
Für Haarwuchs dient es kein Mittel, welches für das Haar so
häufig, reichend und erhaltend wirkt, und vor allem aber so bei Haar-
in dauernder Fortwähmung erhält, wie dieses altbewährte, deutlich auf das
Wachstum einwirkende, Smeitel's Haar-Tinctur. In Berlin nur bei
Dr. Smeitel, Al. Dofner, Köpenick 59; G. Scherberg, Antiquar-
straße 80; H. Gaudel, 128 u. 129, Köpenick; 97; W. Reicher, Belle Alliance-
straße 90 u. G. Collin, Spittelmarkt 16. In Wien an I. u. S. W.

Wer zu Hause ein
Voll-
und Dampfbad
nehmen will, der kauft sich Kesch & Teichmann's
verbesserten heizbaren Badestuhl,
welcher in jedem Zimmer aufstellbar ist. Mit 5 Pfd.
Kobalt ein Vollbad, mit 5 Pfd. Spiritus ein Dampfbad.
Minutenschnelle Kosten.

Kesch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43.
Sofort heizbare Badestühle, Badewannen, Douce-
Apparate, Zimmeröfen, Schwimmbäder und Vieles.

Gustav Adam, Dresden,
Sofnundbäder,
E. M. des Königs und E. A. A. des Prinzen Georg, Orlog an
Schloß, hält seine altrenommirte seit 1847 bestehende Badelei der Wieder-
holt mit I. Preisen gekrönt

Dresdner Christstollen
Eulastische, Backen I. u. II., Mandeln und Nüssen im
Brotte von 2 M., bis 80 M., je nach Größe, bestens empfohlen. Befand
nach allen Staaten des Welt-Vereins gegen Nachahmung oder vorzeitige
Einfuhrung des Preises

Nur in ihren eigenen zur Anstalt gehörigen Stallungen gewonnene
für
Kinder und Kranke
erfolgreichste
von höchstem, durch autoritative Analyse bestätigtem Nährwerth
liefert roh, keimfrei gemacht oder in Form von Kephyr die
Milchkur-Anstalt am Victoriapark
von Oekonomierath Grub, SW., Kreuzbergstr. 27/28.
Sterilisierte Milch per Post und Bahn überallhin.

Neu
Vorkauf zu kleinen Geschenken
Neu
Charreusse
Benediktiner
Marschino, Curacao
ausgewählte feinste Cognac u. Sitten
(14 Sorten), die sonst viel Geld kosten,
lassen sich von Jedermann sofort in einen
den besten Marken gleichkommenden
Qualität und enorm billig herstellen mit
Schraders Liqueurpatronen
1 Patronen zu 2 1/2 Liter Liqueur 60 Pfg.
- Genaue Gebrauchsvorschrift.
Florentiner Veilchenpulver
Marke J. S. in unübertroffener Feinheit
im Gebrauch, parfümt die Luft und sein
Wäsche, Briefpapier etc. In Cartons u.
Enveloppes von höchster Ausstattung
M. 1,50, 50 Pfg. - 20 Pfg.
Zu beziehen durch alle einschlägigen
Geschäfte, ev. auch direkt geg. Einsendg.
des Betrags 4. Forts in belieb. Marken.
H. Schrader, Feuerbach-Str. 12, Stuttgart.
Prospecte gratis.

Mignon
Reine Gaubereits-Gaare von feinsten Qualitäten bei höchster Milchsäure
und beständigem Aroma; von Jemem bezügliche Urtheile.
1000 Stück Nr. 50. -; 2000 Stück Nr. 5. - per Radon.
200 Stück auswärts zu Nr. 10. - loco. Radon.
Christian Kullmann, Glorauerlandhaus,
Darmstadt 3.

Berliner Bierdruck-Apparate- und
Armaturen-Fabrik
Gebr. Krüger & Co.
Berlin 50, Michaelkirchstr. 20.
Fabrik in Copenaken, Bahnhof
General-Depot der Märkischen
Kohlensäure-Industrie-Commandit-Ges. Lyden. †

Börsen-Geschäfte
per Cassa, Zeit und Prämie zu constantesten Bedingungen mit 1/10 %
Provision. - Stets genaueste und beste Informationen kostenfrei.
Albert Krüger, Bankgeschäft, Berlin C. Kaiser Wilhelmstr. 88.

Büttner & Nebe,
Berlin SW., Kommandantenstrasse 15, Hof,
kein Laden.
Schmeldeiserne Kochmaschinen,
transportable
sowie ganze Hotel- und Restaurant-Küchenanlagen.
Eiserne Öfen aller Systeme,
als: Löhndol, Cade's Patent-Öfen
Imitirte Majolika Dauerbrand-Öfen.
Specialität: Irische Ventill-Öfen,
Gas, Heiz- und Kochapparate.

Neu-Darlsbader Mühlenbrunnen,
Fettleibigkeit,
Zuckerkrankheit, Gicht, Vollblütigkeit, Magen-,
Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Verstopfung, unweiche
Haut ohne Diät, ohne Verzichtung, Gummireibungen jedweder Art.
Bereitigt von P. Schindler, Berlin S., Breitenstrasse 78.
10 Flaschen 4,50 M., 25 Pfd. 15 M., Berlin bei Cassa.
2 Proben gratis. Prospecte gratis franco. Unwiderrufliche Abgabe.

Großstes
Patent-
Barrell
DEUTSCHLAND
H. W. Patzky
BERLIN NW., Luisenstr. 24a
VERTRETER FÜR PATENT-VERWERTUNG
Bis zu 23 Nov. 1933 für über 2 Millionen Mk.
VERWERTUNG-VERTRÄGE abgeschlossen
- PROSPECTE GRATIS FRANCO -

Locomobilen
neue und gebrauchte
verkauft und vermietet
Glogowski & Sohn,
BERLIN N., Chausseestr. 2b,
am Oranienburger Thor.
Maschinenfabrik und Kesselschmiede
in Inowraz.

Geldschrank,
feuerfest und diebstahlsicher
mit Einbruchhemmung u. neuartig
absolut feiner Patentriegel
im Preis 1.100 - 1000 M.
bei Feind auf Lager u. empfl.
H. Falknow,
Stel. viel. Hof. Ministerien
u. Eisenbahn Berlin C.,
Gendarmenstr. 28. Seit 1864
über 6000 Geldschranke
Patent-Conservanten.

Zur Mühlenbeförderung!
Sonabend, den 1. Dezember,
vorm. 10 Uhr, lasse ich zwei durch
Lindau und Bregenz meine
Patentriegel, aufrechtlich geordnete
Mehlmüller öffentlich vergleichen. Dieselben
sind bis zum Verleihen im
Betriebe zu beschaffen.
G. Stölze, †
Grenzau.

Kaufmann,
27 Jahre alt, längere Zeit in den ersten
Sattelgeschäften des In- und Aus-
lands in den Branchen tätig ge-
wesen und mit hiesigen Gewerbe-
Arbeiten vertraut, auch des Englischen
und Französischen mächtig, sucht
hiesiger Stellung, am liebsten in
Berlin, als Kaufmann.
Geneh. Theilnehmung nicht
angeboten. Offerte unter J. T.
8733 an die Exped. d. Bl. abgeben.

Nur unsere Firma ist berechtigt,
die deutschen Gasglühlicht-Patente
zu exploitiern, und wir verfolgen
jede Nachahmung auf das Strengste.
Nur für von uns gekaufte Apparate
liefern wir Glühkörper nach.
Kosten-Anschläge und spezielle Auskünfte erfolgen
auf Wunsch sofort. Für ausgeführte Gasglühlicht-
Anlagen übernehmen wir regelmäßiges Nachsehen
im Abonnement.
Etwas Beschwerden bitten wir belustigter sofortiger Ab-
hilfe, direct an uns gelangen zu lassen.

Preis pro Apparat Mk. 10. -
(bisheriger Preis Mk. 15. -)

Deutsche Gasglühlicht Aktiengesellschaft,
Berlin C., Molkenmarkt 5.
Fornsprecher 7579 Amt I u. Amt I, 7541.
Vertreter in allen deutschen Städten.



Das verwünschte Geld.

H. Pachnicke.

Das Geld ist im Laufe der Geschichte leidenschaftlich erwünscht und leidenschaftlich begehrt worden. Man hat es verachtet und gepriesen, in die Hölle verdammt und in den Himmel erhoben. Bezgl brandmarke die auri sacra fames, den unstilligen Hunger nach Gold. Der römische Geschichtschreiber den Germanen rühmt es diesen als ein Glück nach, daß sie die edlen Metalle kaum kannten. Thomas Morris will in seiner Utopia das Gold dadurch herabwürdigen, daß er die Ketten der Gefangenen daraus schmieden läßt. Die Theologen aller Zeiten und aller Länder predigten gegen die fündliche Liebe zum Gelde. Und dennoch war kein Ziel so lothend wie der Reichtum, kein Trieb außer dem Trieb zur Liebe in der Menschheit so mächtig wie der Trieb zum Gelde.

Am Golde hängt, Nach Golde drängt Doch Alles.

Und es gab auch Vordredner des Reichtums. Ohne Reichtum, sagt Burke, würde es keine Muse geben, ohne Muse keine Wissenschaft und Kunst. Friedrich Schiller bezeichnet den Reichtum als das Mittel zur Bildung, zur Unabhängigkeit, zur Annehmlichkeit, zur Erweiterung unserer Fähigkeiten und zur Befriedigung unserer körperlichen und geistigen Bedürfnisse. Mittel also zum Fortschritt der Civilisation. Müdert singt:

Auch der Reichtum ist eine Kraft So gut wie Weisheit und Ehre. Kann werden nicht minder ehrenhaft Verwendet zum Menschheitswerke.

Die Volkshantase beschäftigt sich mit dem dunkelsten Genuß von Goldbaren. Die Volkstage feiert Wunderthumen, welche die Stelle verdrängen, wo Schätze sich verbergen, und Wundergeschäfte, die den Zugang zu diesen Schätzen erschließen. Man greif nach Schätzen, als noch der Übergläubige eine Macht war, und jetzt, da er diese Macht zum Theil — leider nur zum Theil — eingebüßt hat, betreibt man das Suchen nach Schätzen in anderen Formen: man spielt an der Börse, in der Lotterie, immer hoffend, der Glücksgöttin doch einmal ein Lächeln abzugewinnen.

Was ist es nun eigentlich mit diesen kleinen Metallstücken, nach denen alle Hände greifen? Was ist Geld? Was ist es nicht? Was kann es? Was kann es nicht? Hierüber Klarheit zu gewinnen, hat nicht nur ein theoretisches Interesse, sondern ist auch von praktischer Bedeutung. Auf dem Jersum über das Wesen des Geldes hat sich ein ganzes nationalemonomisches System aufgebaut, nämlich das merkantillische, welches den privatwirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt der Frage des Geldes nicht unterscheidet und den Reichtum eines Landes für um so größer erklärte, je mehr das Land Geld besitze, welches also die Thakade verkaufte, daß für die Länder die Vermehrung des Geldes mit der Vermehrung des Volkswohlfandes keineswegs gleichbedeutend ist.

Das Geld an sich ist nicht Reichtum. Denn es kann nicht gegeben werden, man kann sich damit nicht bekleiden, es bildet kein Dach gegen den Sturm. Es gewinnt vielmehr seinen Werth für die Menschen erst dadurch, daß man sich für Geld

alle jene Gegenstände beschafft, welche geeignet sind, die Bedürfnisse zu befriedigen. Geld ist ein Tauschmittel. Man tauscht die wirtschaftlichen Güter nicht unmittelbar aus, sondern giebt ein Gut für Geld hin und kauft alsdann für Geld ein anderes Gut ein. Und dies geschieht deshalb, weil es schwierig wäre, immer gerade Denjenigen zu finden, welcher das begehrt, was man übrig hat, und das übrig hat, was man begehrt. Ein Viehzüchter will ein Schaf abgeben und einen Hut einkaufen. Soll er nun warten, bis Jemand auf dem Markt erscheint, der einen Hut verkaufen und ein Schaf einkaufen will? Da könnte er lange warten. Giebt es aber ein wirtschaftliches Gut, das Jeder gern in Zahlung nimmt, so ist das Geschäft erleichtert. Für das Schaf wird eben dieser allgemeinen beliebte Gegenstand eingetauscht, und für diesen Gegenstand der Hut.

Ein solches Tauschmittel dient zugleich als Werthmesser. Man stellt den Werth zweier verschiedenen Größen am besten dadurch fest, daß man sie mit einer dritten bekannten Größe vergleicht. Schaf und Hut wären schwer vergleichbar; nimmt man aber Geld zum Maßstab, dann ist ihr gegenwärtiges Werthverhältniß leicht festzustellen. Was für die Messung im Raum die Maßentheiten sind, das ist für die Messung des Werthes das Geld.

Als Tauschmittel und Werthmesser konnten naturgemäß nur Gegenstände des verbreitetsten Bedürfnisses in Frage kommen. Die abstraktesten Waaren werden Geld. Bei Jägerndörfern sind dies Thierhäute, bei Hirtenvölkern ist es das Vieh. Der Preis wird in Einheiten, z. B. eines Wiberfelles, Waidwelleres oder in Röhren ausgedrückt. Das esthnische Wort „Naha“, Geld, hat in der verwandten lapplischen Sprache noch die Bedeutung von Preiswert. Das alte russische Wort für Geld „Kuny“ bedeutet ursprünglich Waid. Das lateinische pecunia kommt von pecus (Vieh) her. Ebenso begegnet uns als erstes Geld Sklaven und Sklavinnen; Ackerbau und Fischereiwirtschaft, Schmiedwaaren, Mäntel, Goldringe, Silberkannen und dergleichen. Die Sklavine blieb Rechnungseinheit im Geldsystem auch nach Aufhebung der persönlichen Unfreiheit.

Unser Wissen über die Entstehung des Geldes ist neuerdings durch ein englisches Buch wesentlich bereichert worden. William Ridgway, Professor an der Universität Gort, hat diesen Gegenstand gründlich behandelt. Er zog die Zustände der heute noch in primitiven Verhältnissen verbliebenen rückständigsten Völkerstämme heran und verglich damit die frühesten Geschichtsüberlieferungen heutiger Kulturvölker. Seine Schrift bietet eine reiche Anleihe des interessantesten Materials und hat einem jüngeren Nationalökonom, Professor W. Koh, Veranlassung gegeben, in Comads Jahrbüchern gerade an dem Geldproblem einmal die Vorzüge der induktiven Methode der Wirtschaftswissenschaft gegenüber der deduktiven nachzuweisen.

Um nur einzelne Beispiele hervorzuheben, so hat die Werthkala, nach welcher in Darfur in Centralafrika geschäftet wird, als höchste Einheit den männlichen Sklaven, der sechs Spannen vom Knie bis zum Ohrlappen groß sein muß. Man schätzt den Werth eines Pferdes, indem man sagt, es sei zwei oder drei Sklaven werth. Ein Sklave wiederum wird als gleichwerthig betrachtet mit dreißig Stücken Baumwollgewebe oder sechs Schafen. Beim Brautkauf zählt der Bräutigam seinen Schwiegervater zwanzig Röhre, sowie einen Sklaven und eine Sklavine. Ein anderes in der Entwicklung zurückgebliebenes

Volk, die Baharns in Anam, haben als höchste Wertheinheit den männlichen Sklaven, während die nächste Einheit Büffel und feislerartige Gefäße bilden, von denen je nach Größe und Beschaffenheit sechs bis sieben Stück einem Sklaven gleichgeschätzt werden. Ein Büffel oder ein Kessel bilden wieder das Äquivalent für zwei irdene Krüge von bestimmter Form und Fassungsvermögen. Die kleinste Wertheinheit wird durch die Zahl von zehn eisernen Nadeln dargestellt, die von den Gedans angefertigt und von den Baharns als landwirtschaftliche Geräthe benutzt werden. Zehn dieser eisernen Nadeln gelten so viel als hundert französische Denare.

Die viehzüchtenden Völker, welche Viehgeld besaßen, unterschieden sorgfältig den Werth von Viehgeld verschiedenen Alters und Geschlechts. In den Vorkriegszeiten des Nordwestens werden drei verschiedene Qualitäten Ochsen, ferner Röhre, Schafe, Stuten, Kameele als Wertheinheiten aufgeführt. Die höchste mittelste Wertheinheit des altperischen Viehgeldsystems, nämlich der Lohn, den ein Arzt für Heilung eines besonders hochstehenden Würdenträgers beanspruchte, kam, ist ein Viegepaar sammt Wagen. Den homerischen Sängern schwebt gleichfalls ein Wirtschaftszustand vor, in welchem das Vieh als Maßstab von Werthen gilt. In der Ilias werden die Preise aufgeführt, welche Achilleus bei der Leichenfeier für Patroklos den Ringkämpfern aussetzte:

Peleus Sohn nun stellte noch andere Preise des Kampfes, Zeigend dem Danaerolvoll des mißlich freudenden Ringens: Erst dem Sieger den großen und feuerübenden Dreifuß, Wägen an Werth zwölf Rinder bei sich die Danaer schälten, — Doch dem Besiegten stellt er ein hülfendes Vieh in den Kampfpreis, Ring in mancherlei Kunst und geklärt vier Rinder an Werthe.

Der Schmuckbedarf führt bei einer Reihe von Völkern dazu, im Waarengeldsystem den Mangel an Stelle zu schaffen. Die Mangelart, an Schmuck gerichtet, sind auch in Kalkutten beliebt. Eine bestimmte Menge Mäntel wurde dort noch in diesem Jahrhundert dem Mangel zweier Frauen oder zweier Schürzenstücke oder von 25 Zintbärenfällen oder dreier Bombes von normaler Qualität oder endlich der Summe von 100 Dollars gleichgeschätzt. Auch nachdem die Mäntel ihre Kaufkraft verloren hatten, nachdem also die primitive Skala des Waarengeldes zerbröckelt war, blieb das Mäntelgeld geschäft als die Gabe, die man den Todten in die Jagdgründe des Jenseits mitgab.

Auf höheren Wirtschaftsstufen gelangt man ausschließlich zum Gelde. Die Edelmetalle Gold und Silber haben den Vorzug, dauerhaft zu sein. Sie sind ferner ihrer Zusammenlegung nach gleichmäßig, sie daß nicht mehrere Werthsorten unterschieden zu werden brauchen. Sie sind beliebig theilbar und formbar. Sie bieten dem Transport wenig Schwierigkeiten. Sie haben ein schönes Aussehen. Und endlich verfügen Sie mehr als jede andere Waare über Werthbeständigkeit. Alle diese Eigenschaften lassen die Edelmetalle zur Geldfunktion im höchsten Maße geeignet erscheinen. Wenn das Geld das Gut sein soll, welches Jeder für jedes Andere Gut anzunehmen und Jeder für jedes begehrt Gut hinzugeben bereit ist, so ist Gold und Silber das beste Geld.

Das Gold ist für den des Bergbaues und der Schmelzwerk noch untauglichen Wälden das am leichtesten aufzubereitende und zu gewinnende Metall. Als Schmelzgold findet es sich im Sand der Flüsse, befreit von dem harten Gestein, von dem es sonst bei bergmännischer Gewinnung erst mühsam zu trennen wäre, und lenkt durch seinen Glanz das Auge des Menschen

Für ihr Kind.

Novelle

von Dora Duncker. [Nachdruck verboten.]

In einem altmodischen vierstöckigen Miethshaus in der Frankfurterstraße stand der Thoweg weit geöffnet. Durch seine düstere Öffnung sah man von der Straße bis auf den engen, winkligen, von hohen Mauern umgebenen Hof auf dem trotz der kühlen Schneeflocke eine Schaar schauziger Kinder ihre kindlichen Spiele trieb. Jetzt trat eine blühliche Stille ein.

Der Wirth, eine gefurchte Persönlichkeit, kam die Hintertreppe herab und über den Hof geschritten. Er inspizierte wieder mal, und da sich es Röhre hatten. In kleinen Gruppen drückten sich die Kinder kuschelnd zusammen und verharren so, bis der Besirzer den Hof wieder verlassen hatte.

Erst am Thoweg wurde der kleine, schönbar immer bis über die Ohren in Geschäften stekende Mann von dem Briefträger aufgeholt.

„Sie haben ja hübsch vornehme Mieter jetzt, Herr Postmann.“ Er hielt ihm ein mit einer Firmenadresse überdrucktes Quartier auszugeben.

„Baron von Werthig — stimmt das?“ Der Kleine rief die Knöchel seiner spitzen, rothen Finger vergnügt gegen einander.

„Na ob's stimmt. Vier Treppen links, vorne raus. Giebt uns 'n hübschen Kinnbiss hier. Wo sagen Sie mal, Sie glauben's wohl noch immer nicht? Ja, ja, hat sich manches verändert bei uns, Schimmelmann, seit Sie drüben im anderen Viertel vertrieben haben. Am meisten Sie aber auch, daß Sie raus kommen, wird's vielleicht brauchen können, der Herr Baron, was Sie da bringen —“ der kleine Mann riefte an seiner Brille — „oder sollte es am Ende wieder —? Geben Sie doch mal her, Schimmelmann! — Hol's der Dödel — wahrhaftig, schon wieder 'ne Rechnung — ne, ne, ne — wo

sie bloß alle herkommen? Leben doch da oben reine weg von der Luft! Die arme Frau! Welche hat sie pünktlich bezahlt, alles was recht ist. Ja, ja, die Vornehmen! Nanu aber los, Schimmelmann, freigen müssen sie 'n ja doch mal.“

Kopfschüttelnd trat der kleine Mann mit kurzen, schnellen Schritten davon. Der Briefträger hing langsam die steilen Treppen bis zum obersten Stok.

Auf der kleinen, niedrigen, weißgeputzten Thür war eine Visitenkarte befestigt. Unter der kleinsten Krone las er: „Baron Kurt von Werthig, Premierlieutenant a. D.“

„Ach so“, machte Schimmelmann und zog die Klingel, die einen starken Schellen laut gab. Als ihn nicht gleich geöffnet wurde, steckte er das Schreiben in den Briefkasten unterhalb der Visitenkarte.

Der Adressat des Briefes, Baron Kurt von Werthig, sah indessen mit stiller zusammengezogenen Brauen an seinen verächtlichen Pflichten. Er schien die Klingel vielmehr mit Wohlthut überdacht zu haben. Jedenfalls machte er feinerer Anstalten, sich von seinem bequemem Sitze zu erheben, sondern war abwärts mit dem befestigten, an der linken Seite seines starken blonden Schnurrbartes zu tunen und ein paar Füge aus einer Padova zu nehmen, deren feinstimmiger Duft in diesem Gegenstand zu der schätzigsten Einrichtung des Zimmers stand.

Ein paar Mal hatte der „schöne Kurt“, wie er genannt wurde, als er noch bei der Garde stand, seine abwechselndste Beschäftigung auch schon mit einem lauten Gähnen unterbrochen.

Als jetzt die Thür rasch und hörbar aufgeschloß wurde, kam zum ersten Mal ein Zug von Interesse in Werthig gelangweiltes Gesicht. Ein kräftiges Mädchen von etwa zehn Jahren mit einem langen blonden Zopf im Nacken, die ganze Gestalt in eine hohe schwarze Schürze gekleidet, trat lebhaft auf die Schwelle. „Ach, Du bist's, Jse — ich dachte, es wäre die Mama.“

„Nein, ich bin's Papa“, rief das frische Kind lachend und sprang ihm umgehirt um den Hals. „Es ist doch ein Vorüber.“ Werthig sah den Willfang missbilligend an.

„Wenn Du nur nicht so unvorsichtlich in all Deinen Manieren sein müdest, Jse, und dabei lauzte Werthig auf, als ob er das schlimmste Verbrechen zu konstatieren gehabt hätte. Das Kind seufzte betrübt den hübschen Kopf.“

„Na also — vergiß nicht immer wieder, daß Du eine Baronesse Werthig bist.“

Jse trat ans Fenster, um auf den Zehen stehend einen Blick auf die Straße zu erhaschen. Werthig lehnte sich höflich in die Sophaecke zurück und zog seine graubraune Jagdjoppe fester um die Knie.

„Du, Jse —“ „Papa!“

„Ich glaube, es ist wieder einmal schlecht geheizt — kannst Du nicht noch ein bisschen nachlegen?“

Die Kleine wandte sich um und schüttelte sehr energisch den Kopf. „Nein, Papa, — die Mama hat's verboten, — die Wäntel müssen bis zum Leuten reichen, sie hat sie schon für jeden Tag abgezählt.“

Werthig trat beifig mit dem Fuß auf und war eben im Begriff, einen hübsch unvorsichtlichen Fing auszustrecken, als die Thür abermals aufging und Frau von Werthig eintrat.

Mit einem Freudenstreich stürzte Jse auf sie zu und umhakte sie. Einen kurzen Augenblick hielt die stillliche, tief brünette Frau das blonde Kind warmherzig in den Armen, dann schritt sie auf ihren Mann zu, der nachlässig in der Sophaecke sitzen geblieben war.

„Ich komme spät, Kurt, hoffentlich ist Dir die Zeit nicht lang geworden.“

Er gähnte statt aller Antwort auf, dann brümmte er unliebenswürdig grübelnd.

„Nichtig ist sie mir lang geworden, oder glaubst Du etw, eine tolle Stube, kein anständiger Tropfen zu trinken, und immer nur die eigene Gesellschaft, das ist auf die Dauer kurzweilig.“

„Du sollst anssehen, Kurt.“

auf sich. Als ein Gut, das von Land zu Land wandert, wird das Gold frühzeitig ein Lausitzer und später der hauptsächlichste Geldstoff. Gold ist die erste Waare, lange Zeit sogar die einzige Waare, die gewogen wurde, nachdem einmal die Kunst des Wiegens erfinden war. Die älteste Waage ist die Goldwaage. Sobald die Schmelztechnik bekannt wird, ist die beliebteste Form, die man dem Golde giebt, die Form des Ringes, ferner der Spirale, von der sich Bindungen löstehen lassen für kleinere Zahlungen, endlich der Spange, die das Gemad zusammenhält.

Ein volles Beispiel, wie sich ein Lausitz von Maaren gegen Gold vollzog, giebt Herodot. Wenn die Karthager zu einer gewissen, jenseits der Säulen des Herakles wohnenden Nation gekommen sind, entladen sie ihre Schiffe, breiten am Strande die mitgebrachten Maaren zur Schau gar bedeckend aus, ründen ein großes Feuer an und ziehen sich dann vorsichtig auf ihre Schiffe zurück. Die Eingeborenen nahen, legen die Waare, um beizutreten die Fremdlinge die Fahrt unternehmen, das Gold, ebenfalls zur Schau am Strande aus und ziehen sich zurück. Sind die Karthager mit der Menge des Goldes zufrieden, so nehmen sie es mit, ihre eingeführten Maaren als Gegengabe zurücklassend. Er scheint ihnen das darzubotene Gold zu wenig, so ziehen sie sich, ohne das Gold oder die Waare zu berühren, auf die Schiffe zurück, um abzumachen, daß die Eingeborenen ihren Einsatz an Gold vergrößern.

Die höchste Stufe der Münzenentwicklung wird dadurch bezeichnet, daß der Staat die Stücke Goldes in Bezug auf ihren Feingehalt genehmigt. Wir erhalten ein gesetzlich anerkanntes Geld, ein Zahlungsgeld. Auch heute allerdings kommt das Metallgeld noch vor, nämlich in der Gestalt von Barren, welche meist zur Vermittlung großer Zahlungen im internationalen Verkehr oder zur Deposition großer Summen, z. B. in Banken, benutzt werden. Im übrigen aber sind alle die Edelmetalle in gemünzter Form. Der Staat hat sich probiert, geteilt, gewogen und mit Zeichen von Menge und Güte versehen. Sie sind geprägt und haben ihren festen Kurs. Das Gold erscheint gemischt zum Teil mit Kupfer, das Silber ebenfalls mit Kupfer. Außer den vollwertigen Münzen, die in jedem Falle als gesetzliche Zahlungsmittel gelten, giebt es unterwerthig geprägte Scheidemünzen aus Silber, Nickel oder Kupfer, die nur in beschränktem Maße gesetzliche Zahlungsmittel sind.

Verschieden von dem Metallgeld ist das Papiergeld. Während die Geltung des Metallgeldes wesentlich auf dem eigenen Werth des Metalls beruht, aus welchem es hergestellt ist, stützt sich die Geltung des Papiergeldes lediglich auf den Kredit dessen, der es ausgestellt hat. In dem Augenblicke, wo die Zahlungsfähigkeit des Staates oder der Bank, die solche Scheine ausgab, erschüttert ist, verliert das Papiergeld seinen Kurs. Das Gold behält seinen Werth; man kann es einschmelzen und aus dem Weltmarkt verkaufen. Das Papier wird, wenn der Ansteller den darauf benannten Betrag nicht zahlen kann, wertlos; man kann sich damit höchstens eine Cigarre aneignen.

Gerade am Papiergeld läßt sich erkennen, daß die Menge der Geldmenge allein den Staat nicht glücklich macht. Durch die Ueberreichung der Papiergeldwirtschaft läßt schwere Krisen herbeigeführt werden. Man erinnere sich nur an die Spekulation zu Zeiten der französischen Revolution. Sie wurden in Massen ausgegeben, im Jahre 1796 circulierte etwa 45 Milliarden, ihr Kurs aber war einhalb Prozent, so daß man für eine Tasse Thee hundert Livres nominal zahlen mußte. Obgleich wenig ist an sich die Menge des laufenden Metallgeldes ein Beweis des Wohlstandes. Dem nicht nur auf die Menge kommt es an, sondern auch auf die Umlaufgeschwindigkeit. Hundert Thaler, die immer umlaufen, leisten weit größere Dienste als Millionen, die vergraben sind. Die Menge der Geldzeichen hat sich nach dem Bedarf der Volkswirtschaft zu richten. Man soll dem Verkehr nicht Geld ausprägen, das er nicht braucht und deshalb zurückwehrt.

Ueber diese Grundzüge herrscht wenig Streit. Aber mächtig lodert des Habers Flamme empor, sobald die Frage berührt wird, welches unter den Edelmetallen am besten als Geldstoff zu verwenden ist, ob Gold allein oder Gold und Silber zugleich. Da kommen die Goldleute und wollen das Silber entfernt sehen, und auf der anderen Seite suchen die Silberleute das weiße Metall neben dem rothen Golde auf den Thron zu erheben. Und endlich naht eine dritte Partei, die die goldene Mittelstraße einhalten, sie aber doch mit etwas mehr Silber pflaumen will. Wir thun uns die Schlachttrübe entgegen: die Monometallismus, die Bimetallismus. Was bedeuten diese Schlachttrübe? Und welcher unter den Käufern im Streit hat Recht? (Ein Schlachtartikel folgt.)

Der Große Kurfürst und der Wunderglaube.

Nach archivalischen Quellen
von Georg Galland.
(Nachdruck verboten.)

I. Friedrich Wilhelm und das „naturwissenschaftliche“ Wunder.

Nichts ist begreiflicher, als daß in volkstümlich geschriebenen Büchern die Träger der vaterländischen Geschichte in festen, edlen Umrisen hervorgehoben werden, frei von jenen kleinen Mängeln und Schwächen, die ihnen die Noth der Gehaltlosigkeit anbrachte. Wenn der heranwachsenden Jugend Gelegenheit geboten werden soll, sich für Ideale und Großthaten zu begeistern, dann genügt es in der Regel, nachzuweisen, daß gute Absichten durch Kraft und Beharrlichkeit zu glücklichen Ergebnissen geführt haben. Und es verhält sich wenig, daß man dem ungeklärten Blick des Anfängers die Kenntniss von mancherlei Nebendingen und Zwischenfällen vorenthalte, die ihn vielleicht stärker fesseln als bedeutsame Hauptereignisse. Den historischen Forscher entbindet dies natürlich niemals von der Pflicht, der Wahrheit überall auf den Grund zu gehen, um, sobald es ihn dazu reizt, ersten Leuten die Resultate seiner Späghinterforschungen zugänglich zu machen... Was nun das ruhmvolle Lebensbild des Kurfürsten Friedrich Wilhelm betrifft, so wird kein Maßgebender behaupten können, daß durch die strenge Prüfung der Urkunden, durch die Macht der Thatfachen auch nur die mindeste Einbuße an der bisherigen Werthschätzung des Staatsorganisations berechtigt sei. Nur Jemand ohne historischen Sinn kann hier mit dem Maßstab moderner Sittlichkeit oder vom Standpunkt beschränkter Parteianschauung gegenständig urtheilen. Um so weniger halten wir es für unbedenklich, eine so geliebte Persönlichkeit in Verbindung mit gewissen Schattenseiten ihrer Zeit zu betrachten. Auch für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung ist nichts als ein solches längere detriktet werden! Sie darf ihrem Heiden nicht den natürlichen Boden, nicht das Mittel rauben. Sonst gestaltet sie einen auf hohen Kosten zu schreitenden Kurpraktiker, keinen warmblütigen Fürsten des 17. Jahrhunderts, das bei uns, während blutiger Kriege, tief unter der Höhenluft Schatzkammerer Naturanschauung geathmet hat.

Es ist zwar nicht behauptet, aber gleichsam als selbstverständlich angenommen worden, daß Friedrich Wilhelm dem Wunderglauben seiner Zeit und Umgebung im Allgemeinen feind stand. Man erzählt uns, wie der Kurfürst einmal (1661) gegen den im Kriegsgelände grassirenden Krumphorn von Wasserbehinderung und anderer Zauberei kräftig einschritt, und wie er ein anderes Mal die vor Zeiten in Berlin angebotenen Anroder-Reliquien von Heiligen gegen ein fälschliches Plünderstück des Antropoposus Jesuitens und Malers Seghers einlieferte. Damit ist in Wahrheit aber, bezüglich seiner Stellung zur Superstition, sehr wenig gesagt. In letzterem Urtheile handelte er wohl nicht anders, als jeder Mensch damals gehandelt hätte. Sein erster Instanz aber kann höchstens geschlossen werden, daß er den rohen Formen des Aberglaubens keine Ueberlegenheit abgewiegt war. Diese Ueberlegenheit aber lebte noch in den Gemüthern an die Zeit des dreißigjährigen Krieges, der die geistige Kultur Deutschlands so tief herabdrückte. Wie schwerer Schlaf lag es noch immer in den Augen der meisten Menschen und hinderte sie, die tagelange Wahrheit zu erfassen. Nach damaligen Begriffen standen z. B. die vom Glück dauernd begünstigten Personen jenes Krieges unter Einwirkung eines besonderen Zaubers. Nach wie vor fand der Glaube an Amulette, Talismane und Nothmenden, die den Leib des Trägers gegen Hieb, Stich und Schuß schützten, überzeugte Anhänger. Und ähnlich trübte lagen die Verhältnisse auch häufig in höheren und höchsten Regionen, gab es doch erwiebnemachen Fürsten, welche damals und später Astrologen, Nekromanten und Alchimisten im Solbe hatten.

Am Berliner Hofe des Großen Kurfürsten hätten wir freilich solchen Leuten nicht begegnen können. Es mag sein, daß der hier anfänglich herrschende nüchtere Geist und der Ruf der Sparpolitik Wurzeln dieses Schlags auch von brieflichem Verkehr geraume Zeit abschiedte. Und so lange der flüchtige Wind von Holland her, wo einst Philosophen wie Cartesius und Spinoza lehrten, kräftig genug wehte, scheint die vernunftgetränkte Nüchternheit in des Kurfürsten Nähe die Oberhand behalten zu haben. Später aber, nach dem Tode der ersten Gemahlin Friedrich Wilhelms, der „Klugen“ Draxianer, gab der Herrscher seiner Vorliebe für Geheimmittel und Wunderdinge nachweislich oft genug und unumwunden Ausdruck. Selbst die enge Fühlung mit den

Geistern der weltlichen Republik konnte Gegenströmungen von Norden und Süden auf die Dauer nicht verhindern. Diese Gegenströmungen haben seine in keine längst vorhandene Neigung zur Superstition angefaßt. Der Sohn der geistvollen Elisabeth Charlotte von der Pfalz war schon tief nüchtern in die Welt blickender Knabe gewesen, sondern grade als Kurprinz anheft erregungsfähig und lebhaft empfänglich. Im bekanntesten ist ja seine einmal sogar bis zur Gallianation gesteigerte Furcht vor den Nachstellungen des Grafen Adam von Schwarzenberg, auf dessen Gift er hauptsächlich eine erst nach seiner Vermählung schwindende Hautkrankheit zurückführte...

Unverhandene Naturercheinungen erzeugen leicht abergläubische Vorstellungen. Doch verdienen diese durchaus nicht immer das Stigma der Lächerlichkeit. Sie bildeten einst vielmehr die erste wichtige Staffel des noch irrenden Denkens, den Uebergang zur dämmernen Erkenntnis. Wenn wir daher in Folgenden den Nachweis führen wollen, daß der Kurfürst den gewöhnlich in ein wissenschaftliches Gewand gekleideten Ueberlegungen der Geisteswissenschaften unter seinen Zeitgenossen theilte, so soll damit kein Vorwurf gegen ihn erhoben, sondern im Gegentheil betont werden, daß er, in einer materialistisch-engerzogenen Welt, zur Astrologie der überhaupt Denkenden gehörte. Diese letzteren, nicht etwa die großen einsamen Philosophen, vertreten die Geistesrichtung des Jahrhunderts am eigentümlichsten. Sie gleichen neuen Kindern, die z. B. ein überraschendes chemisches Experiment den Grund eines Wunders ansieht. Was wir heute von der Höhe unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis als notwendig und folgerichtig betrachten, das stammte Jene als fabelhafte „Kunststücke“ oder als Geheimnisse der Gotteserschöpfung an. Daher regten seltsame Naturercheinungen damals mehr die Phantasie an, während sie heute vorzugsweise den gründlichen Verstand reizen.

Vor Friedrich Wilhelm, dem Zeitgeist folgend, ein heftiges Verlangen nach geheimnißvoll wirkenden Maschinen und dergleichen Dingen ähnlerte, war seine leicht entzündliche Phantasie bereits in anderer Richtung beschäftigt. Ich denke an sein so intensives Interesse als Privatensammler. Auch hier zog ihn das Ungewöhnliche und Erstaunliche an. Ueber selten gefundene Steine und Muscheln, die seine Grottoer Hofmar und Baratta zu Garten- und Saaldekorationen verwenden mußten, empfand er beinahe kindliches Verlangen. Für eine Sammlung von Reliquien, die ihm einst sein clevischer Statthalter Moris von Rastau, der Brasilianer, bot er in ganz besonderem Ansehen bei ihm stand, überließ, bot er die ungeheure Summe von fünfzigtausend Thalern. Und zu gleichem Zwecke korrespondierte er später mit dem Major G. Wolensam in Batavia, der die Sammlungen der kurfürstlichen Reliquienkammer, durch die Vermittlung der holländisch-Indischen Gesellschaft, fortgesetzt mit europäischen Naturobjekten, Waffen, Geräthen und Kleidungsstücken bedachte.

Charakteristisch ist auch der schriftliche Verkehr mit welt-erfahrenen Reisenden, mit Gutsbüchern und Gelehrten. Hier schlug der Kurfürst stets einen wärmeren Ton an als sonst in seinen Briefen und hielt mit seiner lebhaften Anerkennung und Theilnahme niemals zurück. So genügt es ihm nicht, daß der Mathematiker Lehler in Romwegen in einem elf Seiten langen Schreiben über eine Reise durch Südamerika nach den alten Kulturländern Mexiko und Afrika berichtete, er lud ihn noch zu mündlicher Unterhaltung an seinen Hof ein (1663). Von diesen sympathischen Beziehungen, die beinahe nicht eher rissen, als bis der rotte brandenburgische Adler sich über den entsetzten, afrikanischen Gewässer wogte, gehen wir zu jenen über, die gleichzeitig das wirtschaftliche Aufkommen des Staates bezweckten. Freilich richtete sich die Aufmerksamkeit des Kurfürsten dabei häufig auf Vor schläge, die von oberem Leuten gemacht, in Wirklichkeit Geheimmittel recht zweifelhafter Art betrafen. Ein für Landwirthe nicht schwer zu erhaltendes Geheimmittel offerirte ihm ein Schleswig-Holsteiner Namens Johann Brandt die in Friedrichsstadt, um solchen Ackerboden ohne Mist, mit einer allenthalben befindlichen Materie fruchtbar zu machen“ (1681). Der Resident des niederländischen Kreises, Otto von Guericke in Hamburg, erhielt den Auftrag, mit Vändigende über die Leistung der sogenannten Materie und die Bedingungen für Offenbarung des Mittels zu verhandeln... Eine andere Sache, die noch viel weniger vertrauenswürdig klingt, kam im März 1682 aus Dresden. Von dort wird dem Kurfürsten eine dunkle Persönlichkeit empfohlen, die ihm heimlich den Weg zeigen wolle, wie mit einem geringen elischen Zonnen, auch vielleicht gar zwei Millionen ganz sicher erhalten könne.“ Befagtes Mittel habe, weder mit Commercien,

Natürlich — immer das alte Lied — angesehen — Beschäftigung finden — daß ich auch was anderes erwarten konnte! Hast Du etwa welche gefunden?

Alexandra sah auf das Kind, das mit großen, traurigen Augen zu der Mutter hinblickte. Eine leise Kopfbewegung genigte, um Jse aus dem Zimmer zu entfernen.

„Warum schickst Du sie fort, Deine Verbündete?“ fuhr Kurt bitter auf.

„Kurt!“

„Nun — ist sie's etwa nicht? Und immer mit Dir gegen mich. Ein Wunder nur, daß Du ihr die Kaffe nicht anvertraust und Ordre giebst, mich noch knapper zu halten, als Du selbst es schon thust.“

Ein unendlich schmerzlicher Zug zuckte am Alexandras Mund, als er erwiderte nichts.

Durch ihr Schweigen gereizt, sprang er auf und schlug auf den Tisch.

„Und wozu das Alles? — die Schulden werden von dem verfluchten Knauser doch nicht bezahlt!“

„Aber wenigstens werden keine neuen gemacht. Und dann — vielleicht finde ich am Ende doch etwas — ich bin ja gesund und habe guten Willen.“ —

„Leider was?“

„Leider haben's bei Allen, was sich etwa bde, mit dem Wissen — Ich habe nichts ordentlich, nichts gründlich gelernt als reiten, schißen, fechten, jagen — Papas Ideal für die Erziehung seines einzigen Kindes.“

„Sollte Graf Mensfeldt seine Tochter vielleicht zur Gouvernante oder Buchhalterin ausbilden lassen?“

„Alexandra seufzte: „Wer weiß, ob es nicht besser gewesen wäre!“

„Muffin“, brummte Kurt, „dieser ganze neumodische Weibergelehrteckum — gesund und kräftig bist Du, das ist die Hauptsache.“

„Wünschst Du noch etwas, Kurt?“ fragte sie sehr sanft. „Ich möchte sonst zu Jse hineingehen, und bis zu Tisch mit ihr zu arbeiten.“

„Wohu erst wünschen“, brummte Kurt, „da mir doch kein Wunsch erfüllt wird.“

Er wiebelte grimmig an der Spitze seines Schmirbarts.

„Ich weißtens noch ein bißchen heizen, man erfrigt ja beinahe. Wenn Du's dem gnädigen Fräulein befehlst, wird sie's ja wohl thun — mir hat sie natürlich Opposition gemacht, wie immer.“

Alexandra wollte etwas erwidern, aber sie bezwang sich und sagte ruhig: „Es soll geschehen.“

„Noch eins. Laß mir den zweiten Band der Sportsnovellen aus der Bibliothek holen“ — er reichte ihr den ersten schmutz-farrenden über den Tisch herüber — „und dann, ich muß bei Tisch heute unbedingt ein Glas Nothwein haben, — wenn auch wieder faules Geburtskag noch ein Schlachttag ist.“ wozu er spöttisch dazwischen — „meine Nerven sind vollkommen auf dem Hund.“

Alexandra hatte zu alledem nur stumm genickt. Nun verzickte sie, ohne irgend eine der abfälligen Bemerkungen laut werden zu lassen, die ihr auf der Zunge schwebten, das Zimmer.

Eine feine durch ihr und Kurts Schlafgemach, das enge Nebengelaf betrat, in dem Jse hauste, ahmte sie, sich in die den Posten ihrer Werkstätte lehnd, ein paar Mal tiefer und schmer auf.

Aber nur ein paar kurze Augenblicke lang blies sie so fast hilflos stehen. Dann bedovgte sie mit einer übernatürlichen, energischen Geberde den schünen Kopf und trat bei ihrem Rinde ein.

Jse wußt vor unglücklicher Freude fast den Keinen wackligen Tisch zu bebden, an dem sie über ihren Dessen saß.

„Kommt Du endlich, Mutchen! Was hast Du so lange bei Papa gemacht? Hat er wieder mit Dir gekannt?“

Alexandra sah dem Rinde kitzelnd über das reiche, goldblonde Haar.

„Nichts ist geschehen, mein Liebling. Papa hatte nur noch ein paar Wünsche. Du mußt schnell einmal herunterpringen und Frau Schmiedert bitten, daß sie mich der Bibliothek geht und dann herauf kommt und bei Papa noch ein bißchen heizt.“

„Ame, liebe Mama!“

„Sie warnte die Mutter stürmisch und fog dann mit der schünigen Sportsnovelle die vier steilen Treppen herunter, um der Aufwarterin im Keller die Aufträge zu überbringen.“

Sie war im Unsehn wieder oben.

Als sie die Thür zu ihrem kleinen Zimmer aufstunkte, sah sie die Mutter mit dem Brief in der Hand da sitzen, den Schimmelmann vor einer Stunde in den Kasten geworfen hatte.

„Was kommt Du zu dem Brief, Kurt?“

„Ach, Mutchen, sei nicht böse! Ich sah ihn im Kasten stecken, als ich aus der Schule kam und da hab' ich ihn einzuweilen an mich genommen, bis Du kamst.“

„Und weshalb, Jse?“

„Das Kind wurde dunkelrot, doch es wieder die Weinrechnung war, und wenn Papa die bekommt, ist er immer so furchtbar heilig — und da darfst ich — er würde dann wieder böse gegen Dich werden — und darum —“

„Sie fing heilig zu weinen an und verberg ihren Kopf in der schwarzen Schultüchze.“

„Ach Mutchen — es ist zu schrecklich!“

„Still, still, mein Liebling — weine doch nicht so — bernhige Dich — es wird besser werden.“

„Sie hob das liebe, theurenüberfrönte Gesicht zu Alexandra auf, „Bald, Mutchen?“

„Sich bald, mein Herz. Komm, trockne Deine Thränen, wir wollen arbeiten, lieblich. Du darfst mir in der Schule nicht zu sehr zurückkommen, Kind. Gib Acht, noch ich Dir sage, zu Eltern hoff' ich bestimmt, Dich wieder in eine höhere Töchterschule schicken zu können.“

noch Manufacturen, viel weniger mit Chymicis einige Comexion." Es wird in den Akten nicht gemeldet, ob der Kurfürst dieser fragwürdigen Angelegenheit näher getreten ist.

Leberhaupt fehlen bei einigen derartigen Offerten, die übrigens sämmtlich eine Zeit angeht, als der Ruf der Sparlichkeit des Berliner Hofes längst dem der Freigebigkeit und eines fast königlichen Glanzes gewichen war, die kurfürstlichen Verfügungen; bei anderen hind jedoch noch aufbewahrt. So liegt uns eine französische Korrespondenz Friedrich Wilhelms mit dem Abbé Miché de Antoine Sacki vor, der sich „Amouneur de la reine de Suède“ nennt, seinem eigentlichen Beruf nach aber Mechaniker und Optiker war und vom Kurfürsten mit der Anfertigung optischer Instrumente und Gläser betraut wurde, mit denen man überraschende optische Täuschungen und Spielereien produzieren konnte. Sein Wohnort war Hamburg, damals das Dorado internationaler Abenteurer; von dort meldete er dem Kurfürsten im Jahre 1678 neue Kuriositäten. Er könne Metall-Samen herstellen (estraine une ame ou la sperme des metaux), Quecksilber aus allen Metallen, Gold ausgenommen, gewinnen, den Mannur von Belieben dunkel färben und Tropfen zum Fersprechen anfertigen. Die französische Antwort Friedrich Wilhelms (Samur 1674) ist kurz, aber fast fortdal. Er scheint Alles völlig ernst zu nehmen; es würde ihm sonderliches Vergnügen bereiten, wenn Sacki ihm Alles mittheilen wollte, und Jener möge versichert sein, daß seine Sorgen und Mühen belohnt werden würden. (Vous pouvez estre asseuré, que je tascheray de reconnoitre vos soins et les peines.)

Ein anderer Charakter hieß Godefroy de Swartzstein, dessen Del der Kurfürst gegen das Podagra gebraucht, und der sich, auf Grund dessen, in einem Schreiben (Hamburg, den 25. März 1680) mit einer ganzen Serie von Wunderdingen und Kunststücken zu insinuieren suchte. Das föhliche Schriftstück atmet das Selbstbewußtsein eines Mannes, der an dem tiefen Eindringen seiner Mittelstangen auf den Empfänger nicht zweifelt. Wir wissen nicht, ob und wie ihm dieser hat antworten lassen. War die Frist von einem Monat, die der brave Menschensfreund dem Monarchen stellte, ungenügend bestreitet, so wollte Swartzstein sich nach Italien wenden, wo man ihn, wie er sich überzeugt stellte, mit offenen Armen empfangen würde.

Genau nahm der Kurfürst von seinen answärts residierenden Räten und Agenten eingehende Berichte über neue Erfindungen und Entdeckungen entgegen. Es ändert nichts an dem Lobe, welches wir der Unternehmungslust und Kühnheit des Berliner Hofes spenden müssen, auch wenn die wissenschaftlichen und technischen Nova, die hier zur Prüfung vorlagen und unbeantwortet daflanden durften, für uns meist einen recht zweideutigen Charakter beifügen. Es war eben die eigenthümliche Wissenschaft, die eigenthümliche Technik des 17. Jahrhunderts. Objekt geistlich, nur kann daher bekennen, daß der Kurfürst von Brandenburg nicht bloß auf den politischen und militärischen Gebieten, sondern auch als Protektor der mathematischen und technischen Wissenschaften hoch oben auf der Bünne stand und unermüdlich Umschau nach nützlichen Novitäten hielt. Die Mehrzahl dießzüglicher Offerten kam von Hamburg. Die erste, die uns interessiert, trägt die Unterschrift eines Bertrand de la Cotte (September 1668). Er schreibt, er hätte mit einer Maschine des Archimedes, die er durch Gottes Gnade, circa zweifelhafte Jahre nach ihrer ersten Erfindung, von Neuem erfand, vergeblich an die Thüren aller Gelehrten dieser großen Welt geklopft. „C'est la cause, particuliere que je prend la hardiesse de venir frapper à l'hôtel de Vostre Al: Seren: Elect: pour me plaindre de mon malheur, car étant informé qu'il n'y a personne au monde plus curieux que Vostre Al: Electorale!“ Mit dieser wunderbaren Maschine könne ein Mensch die allerhöchste Kraft erzeugen, und letztere sei leicht für Mäßen aller Art anzumengen. Sollte seine glorievolle Erfindung nicht die Krönung der besten Gelehrten beifügen, so verlange er nichts für sein Geheimniß. Anderserseits aber verneue er darauf, daß die kurfürstliche Börse weit geoffener sein werde „pour le bien du public“. Eine Antwort (im Konzept) liegt dem Schreiben dieses Neuentdeckers nicht bei. Ein Jahr darauf (1669) machte der Hamburger Agent Friedrich Wilhelm ein „künstliches Subjekt“, den Mathematiker Nam Olearius, aufmerksam, der „seines Gleichen nicht hat weder in Dänemark noch Schweden“, und der nicht weniger als zehn Künste und Wissenschaften beherrsche u. A. „mit seinen Inventionen“ ein „Vacuum Artificiale“ zu verfertigen wisse, „daß es von zehn bis zwanzig Pferden nicht kann von andern gezogen werden.“

Wie der Kurfürst seine Lieblingsoffiziere und Lieblingskünstler hatte, so auch seine Lieblingsgelehrten. Solche waren z. B. die Mathematiker Nicolaus Goldmann in Leyden, Johann Zehler in Hammwegen und Johann Hevelius in Danzig. Unter seinen Ingenieuren stand ihm wohl kein Anderer so nahe wie Joachim Ernst Bläse dorff (der übrigens nicht zur gleichnamigen Berliner Künstlerfamilie Bläse dorff gehörte), dessen Laufbahn als General-Quartiermeister-Lieutenant schloß. Interessant ist das Empfehlungsschreiben, das diesem der Kurfürst einst an Hevelius nach Danzig mitgab: „Dem Hochgelehrten Unsem lieben Besondern Joh. Hevelio, Mathseverwandten der Rgl. Alten Stadt Danzig... Hochgelehrter Lieber Besondere. Es ist Unser zc. Joachim Ernst Bläse dorff welchen wir, um sich in den Mathematischen Künften und Curiofitäten capabel zu machen, einige Jahre in Frankreich und Italien verweilt gehabt, gemessen, nach Danzig eine Reise zu thun... Dieweil Uns nun eure in diesen und vielen anderen Wissenschaften erlangte sonderbare Experimente bekannt, Und Wir gerne sähen, daß Uns bemelter Bläse dorff von solchen euren mathematischen Experimenten und Curiofitäten einigen Bericht abstaten möchte, als geschehen wir an euch ganz gutt, ihr wöllt euch dergleichen recommondirt sehn lassen, und wie er in dergleichen Sachen gute Wissenschaft erlangt, also auch mit denselben von euren mathematischen Instrumenten, Observationen und dergleichen Communication pflegen, welches Uns zu sonderbarem angenehmem Gefallen gereichen wird.“ (1669).

Mehrere Jahre zuvor (1661) empfing der Kurfürst von einem gewissen J. C. Moll in Hamburg einen langen Brief über einige „Mathematische Secreta“. Anbei lagen ursprünglich die Zeichnungen einer Maschine, die statt durch 50 Arbeiter, nur durch zwei bedient zu werden brauchte, und einer Mühle, „so stündlich zwei Tennen Roggen gutt Mehl abmahlen soll.“ Jener erwähnt Moll einen „hyperbolischen Spiegel“ (Reflektor), der mit bloß einer Lampe einen großen Saal von über 200 Schritten so hell erleuchten könne, daß man die kleinste Schrift erkennen und lesen kann; er werde hier gebracht, um statt der Becken, die die Stadtgräben zu erleuchten und das Feld zu erdauern. „Es sein mir auch alhier zwei große Tüsch (Feuerrohr), davon der größte 36 Schuh lang und den Mond 12 Schuh im Diameter präsentieren soll, item ein Perspektiv, womit man auf der Ebene auf einmal eine ganze Arnee beschätzen kann, angetragen.“ Der Kurfürst antwortet (Gleve, 6. September), er könne sich auf der Zeichnung der Maschine nicht gut zweifeln, Moll soll von dieser und von der Mühle Modelle anfertigen lassen und einschicken, desgleichen einen „Nachspiegel“ (Reflektor) sorgfältig verpackt beifügen, wegen der Zubi aber erst über die Kosten berichten. „Man erwähet nun wohl aus dem obigen, hier zuerst mitgetheilten Proben, daß alle diese „Secreta“ ein gewisses Maß des Ueberglanzens inne hielten. Es handelte sich lediglich um mehr oder minder starke Uebertreibungen, um mißverstandene Naturerscheinungen oder um gewöhnliche Geheimmittel. Dagegen mußten die Offerten jener klugen Leute und die Mathisage der kurfürstlichen Berichterhalter dem wissbegierigen Herrscher, wenigstens bis etwa zum Jahre 1670, niemals den Glauben an interessanten Beispielen ähnlich gearteter Fälschen, daß sie ungewöhnlicher der Glanz ihres Zehores erfrähten, um so mehr ihre Empfänglichkeit für alles Unverwendliche, Ueberflüssige, Wunderbare wuchs. Auch Friedrich Wilhelm hat sich einmal sogar durch das blendende Licht der Magie verlocken lassen.

[Ein zweiter Artikel folgt.]

Im Kreislauf der Kultur.

Von Ferdinand Rankel. (Nachdruck verboten.)

Von den Babyloniern ging die Kultur nach dem Westen zu den Indogermanen, und während jene emporkamen, brachen diese zusammen. Die Zeit ging über ihre Bauren hin, und ihre Literatur verfiel, bis sie nach Jahrhunderten von den jüdischen Indogermanen wieder aufgedeckt wurde. Seitdem bemüht, aus dem Schutt der indischen und babylonischen und ägyptischen Welt jene längst vergangene Kulturperiode herbeizugruben. In neuester Zeit ist der Kreislauf im Ausgehen, denn die europäische Kultur hat bereits wieder den Weg nach Asien gefunden. An unseren Universitäten sind japanische, indische und sibirische Studenten keine Seltenheit, und die Arbeiten eines Mikatso, die Siege eines Yamagata zeigen davon, daß der Osten wieder beginnt, seinen alten Platz unter den Kulturstaaten einzunehmen.

„Und wenn Alles so kommt, wie ich hoffe —“
„Dann hab ich auch wieder Schulfreundinnen, nicht wahr, Mama? Und dann reisen wir auch wieder! Ach wenn wir doch nur einmal nach Großpapa nach Amsfeldt könnten! Nicht wahr, Mama, als der gute Großpapa noch lebte, da war noch Alles anders!“
„Nicht alles, meine Alie, aber vieles. Aber nun komm, komm! Wir vergeuden die Zeit, anstatt sie zu nützen. Auf diese Weise werden wir Beide nicht weit kommen, Maus!“
Alie schlug ihre Aufgaben für den folgenden Tag auf. Als sie den Befehlen für die Geographie-Stunde zur Hand nahm, fiel ihr ein, daß sie die Mutter noch um etwas bitten mußte, was ihr nicht leicht ward.
„Du, Mutterchen, nicht böse sein, aber ich kann nichts dafür. Auch in der dunknen Gemeindefchule müssen wir manchmal ein neues Buch haben. Hier,“ sie wies Alexandra den geographischen Atlas — „einen Anhang oder so was. Fürsich Feinmig soll jeder mitbringen.“
Alexandra lächelte und zog zwei Fünzigpfennigstücke aus dem Portemonnaie.
„Da, Feinmig. Das übrige magst Du als Taschengeld behalten. Hoff lang nichts bekommen!“
„O, Du godne Mama! Dafür wollen wir Beide uns himmlich anerkennen. Nachher mach' ich meinen Plan. Jetzt will ich aber lernen, als ob ich gleich morgen wieder zu Fräulein Fuhrmann und in die dritte Klasse kommen sollte.“
Gegen Abend trat Alexandra nochmals zum Ausgehen gestiftet bei ihrem Mann ein, dessen Name und Nervenzufassung sich trotz des Wohlwollens bei Tisch wenig gebessert hatte.
„Wißt Du schon wieder sort — jetzt, bei Nacht und Nebel?“
„Ich bin bald wieder hier. Man wollte mir auf dem Bureau der Versicherungsgesellschaft endgiltigen Bescheid geben, ob man mich brauchen könne oder nicht. — Adieu, Kurt.“
„An der Thür drehte sie noch einmal um.
„Er ist unwillig von dem zweiten Band der Sportsnovellen auf. Was ist? Schon wieder die Weinrechnung dazu?“
„Nein, nein. Ich wollte nur bitten: sei ein bißchen gut mit Alie. Das arme Kind ist jetzt so viel allein.“
Eine Viertelstunde etwa, nachdem Alexandra gegangen war, warf Werbig das Buch ungeduldig auf den Tisch und rief nach seiner Tochter, die im Hinterzimmer ihre Schularbeiten zu Ende machte.
„Wünschst Du etwas, Laya?“

„Meine schwarzen Augen — ich will ansehen!“
„Sie wartete einen Augenblick, ob der Vater ihr sonst noch etwas zu den haben würde.“
„Ma wird's bad? Du künntest schon wieder hier sein. — Ist das ein Leben ohne Diner!“ seufzte er.
„Sie kam mit den Sachen über dem Arm zurück.
Kurt machte unständlich Toilette. Die enge Schlafstube und der kleine Wandspiegel zeigten dazu nicht aus.
Die Kleine ging ihm geschickt zur Hand, wurde aber trotzdem unangenehm getadelt.
„Wenn die Mama fragt — ich bin zu einem Bekannten gegangen und werde wohl den Abend über fortbleiben.“
„Schön, Papa — und —?“
„Das noch „und“?“
„Ich meine, ob ich hier ganz allein bleiben soll?“
„Selbstverständlich. Frage doch nicht so dumme. Mama wird jeden Augenblick zurück sein. Wenn es Dir zu lange dauert, kunnst Du Dir zu die Schöckert heraufholen. — Du, Alie!“
„Papa!“
„Gut — was ich fragen wollte — hast Du vielleicht ein bißchen Geld bei Dir? — ich habe nur Gold in der Tasche, und da kann man doch leicht in Verlegenheit kommen — wenn's nur 'ne Mark etwa wäre?“ Du kriegst sie morgen wieder.“
„Sie drehte das Geld, das die Mutter ihr heute gegeben hatte, in der Tasche hin und her. Sie war dunkeltoth geworden und kämpfte einen schweren Kampf. Sie wußte genau, daß wenn sie dem Vater die Mark gab, sie das Geld niemals wiedersehen würde. Das Buch aber mußte morgen in der Schule bezogen werden, und der Mutter durfte sie um keinen Preis das Geld noch einmal abverlangen. Ach und ihre Taschengeld, für dessen Verwendung sie schon die herrlichsten Pläne geschmiebelt hatte!“
„Ma, wird's bad? Hast Du kein Geld? Oder verbleibst Du es schon eben so schlau wie Deine Mutter?“
„Nein, Papa! Hier find fünfzig Feinmig!“
„Ist das Alles —?“ Er lag sie durchdringend an.
„Nein — aber das Uebrige gebe ich nicht her. Das ist für ein Schulbuch bestimmt.“
„Du bekommst es morgen zurück.“
„Aber nicht bevor ich zur Schule muß. Da schläfst Du noch, Papa.“
„So läßt Du Dir von der Mutter anderes Geld geben. Dir schlägt sie nichts ab.“

Und wenn es auch außer allem Zweifel ist, daß wir unsere Kultur aus Asien erhalten haben, so ist doch noch lange nicht festgestellt, daß wir sie auf einer Wanderung von dort her mitgebracht, mit anderen Worten, es darf durchaus nicht als sicher angenommen werden, daß die Wurzeln der europäischen Völker, die man unter dem Gesamtnamen der Indogermanen begreift, in Asien gewesen sind.

Anhaltspunkte für die Erforschung dieser Wurzeln fehlen uns fast ganz, und nur der scharfsinnigen philologischen Forschung ist es gelungen, einigermaßen Licht über eine Zeit zu verbreiten, die doch lange vor jener liegen muß, die wir als historisch kennen.
Da bringt auf einmal ein Zureist ganz neue Momente in die Forschung hinein, die richtig ausgenutzt, uns unter allen Umständen Aufschluß über unsere Aurore geben werden. Rudolf v. Jhering, der vor zwei Jahren Verstorbenen, unterfucht in seinem nachgelassenen Buche (Reizig bei Breitkopf u. Härtel und Duncker u. Humblot) „Die Vorgeschichte der Indo-Europäer“ auf Grund der Kennzeichen, die sich noch bis in die historische Zeit erhalten haben. Das ist ein überaus glücklicher Gedanke, schade nur, daß dem Juristen die philologische Schaltung fehlte, um das Material gründlich zu verarbeiten. Ein geistreicher Mann aber trägt auch in fremde Disziplinen seinen Geist, und was dem schlechten Philologen zum Füllstück wird, der Mangel an disziplinärer Schulung, das erfährt dem geistreichen Geist unter den Philologen seine naive Frische und läßt ihn Wege finden, die in unentdeckte Gegenden leiten.

Daß Rudolf v. Jhering noch auf dem alten Standpunkte steht, die Urheimat der Indogermanen sei in Asien zu suchen, bringt ihn auf falsche Schlüsse. Aber die Resultate seiner Forschungen sind trotzdem unendlich wertvoll, weil sie jene Zeit, die absoluten Dunkel umfängt, durch das Licht einer scharfsinnigen Hypothese einigermaßen aufhellen. Man muß jedoch bedenken, daß der Tod dem Gelehrten die Feder aus der Hand nahm, bevor er seinen letzten Gedanken niederschreiben konnte. Glücklicherweise sind Jherings umfangreiche Vorarbeiten erhalten. Er beschäftigt sich zunächst damit, den Kulturgrad der Indogermanen festzustellen, und während man diesen leither aus der Bildung der Sprache, aus Kunst und Literatur zu erkennen strebte, hat Jhering ihn aus dem Rechtsbegriffen der Völkergruppe abgeleitet.

Das war ein neuer Standpunkt, denn Rudolf v. Jhering machte auf einmal die überraschende Entdeckung, daß das arische Muttervolk auf einer sehr tiefen Kulturstufe gestanden habe. „Unkenntnis des Ackerbaues, Mangel der Städte, Unbekanntschaft mit der Verarbeitung des Metalls zu technischen Zwecken und zum Gelde, dürftige Entwicklung der Rechtsvorrichtungen, selbst der Begriff des Rechts noch nicht einmal sprachlich erfährt und von der Sitte und Religion nicht unterschieden!“ So lautet das harte Urteil des Forschers. Und doch finden wir in diesen Zeitalter in Indien ein Volk leben, das wunderbare Gefänge zum Lobe seiner Gottheiten anstimmte, die sicherlich durch ein Leben von Jahrtausenden — wie selbst Jhering zugeben muß — entstanden sind. Wie in den arischen und indischen eine Sprache vor uns, die bis in die feinsten Nuancen des Denkens ausdrucksfähig ist. Wie weit zurück sind dagegen die Semiten, die Jhering wegen ihrer Steinbauten so hoch über die Arier stellt, wie niedrig in geistiger Beziehung stellen sie in der vergleichenden Zeit. Erst lange später, wo die gewaltigen Dichtersymbolen Jeremia und Jeschiel lehrten und predigten, tritt ein Zwig der semitischen Familie in das Geistesleben der Welt ein.

Rudolf v. Jhering verlegt die Heimat des arischen Muttervolkes nach Asien, und zwar sührt er sich dabei auf folgende Momente: die Unkenntnis des Ackerbaus von Meer und Salz, die Tracht des Ariers, das Schurzell, die Zeit des Aufbruchs aus der Heimat im März und die Beschränkung der arischen Wanderzeit auf die drei Frühlingsmonate, März, April und Mai.

Die Unbekanntschaft mit dem Meere ist nicht so ohne Weiteres anzunehmen, so lebensfähig, wie man diese Frage häufig behauptet, so energisch verneinte man sie, lediglich weil dem Sanskrit eine Bezeichnung für das Meer fehlte. Nimmt man an, daß die asiatische Heimat die ursprüngliche gewesen, dann allerdings würde das Vorliegen des Sanskrit deutlich. Versuchen wir uns aber zur europäischen Heimat, die durch die neuesten Forschungen fast als sicher angenommen werden darf, so ist ganz gut glaublich, daß die Indo-Parther in der Bezeichnung für Meer alles Sprachgut verloren haben.

Hermann Girt führt den Beweis für die Kenntnis des

„Nein, Papa, das thue ich nicht.“
„Eigentlich bist Du.“
Er wusch die Thür hinter sich zu und eilte über den schmalen, dunklen Flur die Treppe hinunter.
Auf der Straße konnte er erleichtert auf. Die Alende, die er allein außer dem Feinmig zutrachte, waren die Glanzpunkte seines jammervollen Daseins. Es fanden sich noch immer ein paar Kavaliere, ehenaliche Kameraden oder alte Bekannte vom Turf her, die für den schönen Kurt von der Garde ein freundliches Gesicht und eine offene Tasche hatten.
Freilich besuchte man mit Kurt von Werbig nicht gerade die Restaurants oder die Vergnügungskafes, in denen man Vorgesetzte oder Bekannte treffen konnte, aber immerhin, Berlin war groß und reich an unterirdischen Orten, an denen man sich amüsieren, oder wenn man Werbig etwas Besonderes anthun wollte, ein Jauchen machen konnte.
Während Kurt, das Taschengeld seiner Tochter im Portemonnaie, klassischen Ganges den Weg zu einem dieser wohlwollenden Kametaben einschlug, schritt Alexandra bitter enttäuscht die breiten Sandsteinstufen des Versicherungsgedebüdes hinunter.
Sie war wieder einmal abfälliger beschieden worden, hier, wo sie so gut wie sicher auf eine Anstellung gerechnet hatte! Ihre Hand, schritt, ihre Heftigkeit, ihre Orientierungsvermögen, alles war unzureichend befunden worden.
Was sollte daraus werden, wenn es so weiter ging!
Sie tapferte, heute Mittag noch so zuversichtliche Frau überließ es plötzlich mit einer eifigen Angst.
Selbst ihr, der Hoffnungsreichen, Muthigen, mußte ja am Ende die Einsicht kommen, daß sie auf diesen Wege niemals etwas erreichen würde. Wo aber, wo lag der Weg, auf dem sich eine Möglichkeit bot, die Jhren — wenn sie auch ihr Leben vielleicht nicht aufbessern konnte — so doch vor dem Verfallten, vor der Schande und dem Verhängnis zu bewahren? Wäre sie nur keine Barom von Werbig geborene Gräfin Amsfeldt! Könnte sie nur im großen Verbrauch ihrer körperlichen Kräfte ihre Brod verdienen, da ihre geistigen Gaben und das oberflächlich Erlernte nicht dazu ausreichten.
Wenn sie auch die lächerlichen Vorurtheile ihres Mannes nicht theilte, so erkannte sie doch die Grenzen an, die ihr gezogen waren, und so, zum ersten Mal nach langen Monaten des Darbens und Gräbelns über eine neue Existenz, überkam Alexandra die Verzweiflung.

Meeres bei dem arischen Muttervolk in Brugmann-Streibergs Indogermanischen Forschungen" (Vd. I) folgendermaßen:

Bei der Frage, ob bei dem Vespasen einer oder mehrerer Sprachen ein Wort für urelisch zu halten sei, kommt es darauf an, festzustellen, ob das Wort in den Einzelsprachen aus dem vorhandenen Sprachmaterial (Stamm und Suffix) neu gebildet werden konnte. Das ist bei *mari*, einem neutralen *i*-Stamm, entschieden nicht der Fall, denn solche sind überall selten, sie befinden sich auf dem Aussterbeort, so daß eine gemein europäische Neubildung entschieden eine große Unwahrscheinlichkeit in sich birgt. Es ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, daß *mari* bestanden, aber eine andere Bedeutung getragen habe, und hierfür hat man sich wohl auf althochdeutsch *muor* Sumpf-Lache berufen, das zu *mare* im Ablautverhältnis zu stehen scheint. Das Wort ist indessen nicht beweiskräftig, da man *muor* besser mit *mos* verbindet, das sich noch heute in den geographischen Namen wie Erdinger, Dachauer *Mos* erhalten hat. Weber das Slavische noch das Keltische weisen einen Namen *mor* auf, und auf das Germanische allein ist nicht zu bauen.

Ist die Hochstufe dieses Wortes nicht weiter zu belegen, so finden wir dagegen die „tonlose Tiefstufe“ in zwei bis jetzt übersehenen Fällen. Die Lautgruppe *mr*, die als Tiefstufe zu *mor* anzusehen ist, wird in den meisten Sprachen nicht gebildet. Es ist jetzt festgestellt, zuletzt ausführlich durch Hermann Osthoff (Morphologische Untersuchungen, Bd. V, S. 85 ff.), daß nur im Griechischen und Germanischen zu *br*, im Lateinischen zu *fr* wird, und Hermann Sirt sieht daher, den Stamm *mr* in der Bedeutung „Meer“ noch erhalten im griechischen *βοῖς, βοιωτός*, der Meeresschildkröte, *βοιωτός*, die Meeressäule betreffend, ein Wort, das sich schon bei Aristoteles findet. *v* ist wahrscheinlich aus *u* entstanden, wie in *υῖς, υἱός, υἱοποιός* entspricht ziemlich genau englisch *brack*, niederdeutsch *brack*, „Salz-Seewasser“, namentlich dasjenige, das zur Zeit der Flut in die Flüsse dringt.

Alles dies weist auf ein hohes indogermanisches Alter der Sippe in der Bedeutung Meer hin, und es ist kein Grund, trotz des Schwereits des Worts in den Indogermanen die Kenntnis des Meeres abzuschreiben.

Genauso steht es mit dem Satz, dessen eigentümliche Flexion salt salines den Berliner Indogermanischen Foh. Schmidt mit Recht veranlaßt hat, ihm indogermanisches Alter zuzuschreiben, obgleich auch in diesem Fall dem Indischen das betreffende Wort fehlt.

Das Schurzfeld in dem Jhering ein „Ursprungs-certificate der Indoeuropäer“ sieht, muß noch lange nicht auf eine atlantische Heimat deuten. Denn es kann doch damit nicht gelagt sein, daß die Indogermanen nach gegangenen Jahren, wenigstens nicht im Winter. Das Leberwintens des Viehs im Freien ist ebenfalls kein Beweis, denn im heutigen Kleinasien wird das Vieh im Winter ebenso in Ställe getrieben wie im nordischen Europa. Jhering geht also zu weit, wenn er aus dem Fehlen des Wortes für Stall auf ein Fehlen der Sache schließen will. Die nach Süden wandernden Völker haben eben ihr Vieh mitgenommen und im Winter im Quartier eingebaut.

Und wenn ich von Jhering lerne und sehe, daß die in der historischen Zeit beobachteten Wanderungen sich alle von unwirtschaftlicheren in reichere Gegenden, von fälteren in gemäßigtere bewegen, so behaupte ich, es ist wohl möglich, daß die Völker aus ihren kalten Wohnstätten im heutigen Skandinavien nach dem heutigen Süden wanderten, aber es widerspricht der menschlichen Natur, daß man vom *Don* und *Araxes*, vom *Abganz* des Himalaya und vom *Indus* nach dem kalten, kumpfigen Skandinavien und Germanien wandert.

Auf die europäische Heimath treffen aber jeltamer Weise auch die Resultate Jherings zu. Das wilde Volk in den unwirtschaftlichen Gegenden war auf einer sehr geringen Kulturstufe. Erst als es sich durch die hochkulturellen Semiten, die schon früh ausgezeichnete Baumeister, Mathematiker und Astronomen waren, durchgeschlagen hatte, konnten sie die Jnder werden, die wir heute in ihrer Sprache und Literatur kennen.

Wie schaffte Jhering in das Irleben der Völker einzudringen, versteht, beweist das zweite Buch, in dem er Völker und Semiten von einander behandelte. Das glückliche Gegenüberstellen von Stern und Holz scheint mir ganz besonders werthvoll für die Beurtheilung einer Kultur. Der Steinbau zwingt ein Volk, an der Spitze zu halten, behaft zu werden, und mit der Selbstthätigkeit sind alle Kulturfortschritte verbunden.

Wenn wir also annehmen, daß die Völker auf ihrer nordwärts Wanderung die Kultur der Semiten aufnahmen,

so können wir auch einigermaßen die Zeit bestimmen, in der sie in die Wohnstätte am *Don* und *Indus* eingedrungen sind; die vielfachen Uebereinstimmungen in den Wortwurzeln der semitischen und arischen Sprachen weisen auf eine sehr frühe Verbindung hin, die dann rückläufig wurde, als buddhistische Missionare den Semiten die Lehre der Liebe predigten. Seit jener Zeit hat die Kultur ihren Weg nach Osten genommen und nach und nach die Indogermanen, die ihren Urthum an nächsten geblieben waren, ergriffen, während die atlantische Kultur immer mehr zusammenfiel, bis sie von der wilden Vegetation überwuchert, von den Elementen zertrennt wurde. Und die Indogermanen übernahmen das Erbe, stark durch das Ringen mit der Wildnis, den Sumpfen und der Kälte. Ihr Ver sacrum brach an; das Jäger- und Hirtenvolk eroberte sich mit seiner neuen geistigen Kraft die Welt, um ihr von Neuem die alte, durch indogermanischen Geist gegangene Kultur zu geben.

Parodon.

Von (Nachdruck verboten).

Franz von Busch.

Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich nicht zu jener Klasse von Leuten gehöre, welche jedes fremdländische Wort aus unserer Schrift und Umgangssprache verbannen wollen. Ganz im Gegentheil möchte ich dafür stimmen, daß man Ausdrücke, die sich eingewöhnt haben und Jedermann geläufig geworden sind, beibehalten und nicht durch urdeutsche ersetzen soll, welche in ihrer Zusammenfügung dem Ohr wehe thun und uns weit fremdartiger anmühen als das sogenannte Fremdwort. Das schließt jedoch nicht aus, daß mich der Gebrauch mancher Fremdwörter geradzu ärgert, und dazu gehört „Parodon“.

Genau genommen ist es nicht einmal das Wort, was mich verdrüßet und anbrüht, sondern der Ton, in dem es gesprochen, das Mienenbild, von dem es begleitet wird.

Ich gehe über die Strafe. Ein vor mir schreitender Herr hat seinen Stock in der höchsten hilflosen Manier unter den Arm hindurchgesteckt und sieht mir damit beinahe ein Auge aus. In einer Bewegung, an einem halbtönen Schreien merkend, er, welchen Verstoß er begangen, und flüchtig über die Schulter schauend ruft er: „Parodon!“ davongehend in dem Bewußtsein sehr höflich gewesen zu sein, während er sich in Wahrheit einer argen Rücksichtslosigkeit schuldig gemacht hat.

In der Pferdebahn mit gegenüber befindet sich eine ältere Dame; neben ihr sind noch ein paar Plätze frei, das hindert jedoch ein eilig hereinkommendes junges Mädchen nicht, sich auf das Kleid und den Umgang ihrer Nachbarin zu setzen.

„Bitte, mein Fräulein, sie sitzen auf meinen Kleidern.“ Darauf: „Parodon!“ mit einem Rosenzweiglein, einem Käslein und einem Kleinigkeitstüchlein, das sehr deutlich auspricht: „Welche Kleinigkeitstüchlein bist Du doch!“

„Darfste ich Sie erlauben, ein Klein wenig zu rücken.“ wird eine andere Dame ersucht, die augenscheinlich weit mehr Platz einnimmt, als ihr laut dem goldenen Fingerring zuzukommen.

„Parodon!“ ruft sie, während sie sich dazu bemüht, es könnte aber nach Ton und Mienen ebenso gut heißen: „Unverschämter, lassen Sie mich in Ruhe.“

„Parodon!“ rufen die Herrschaften, welche nach Beerdigung von Theater, Konzerten und Vorlesung eine solche Eile haben, ihre Garderobe zu erheben, daß sie blühdig Alles niederrücken, was ihnen in den Weg kommt, wenn Schredensrufe sie darüber belehren, daß sie hier jemand auf den Fuß getreten, dort Einen mit den Ellenbogen einen schmerzhaften Stoß vor die Brust versetzt haben.

„Parodon!“ ruft laut, wenn sich abgeben zu haben und hält sich nicht für verpflichtet, durch eine weitere Beachtung dessen, was man angestrichelt, sich in seinem Stimm- und Siegelstanz unterbrechen zu lassen.

„Parodon!“ Mit Nachdruck wird es ausgerufen, und rechts und links werden nicht ganz laust Diejenigen zur Seite geschoben, welche zwischen den letzteren Dingen auf einem galtschen Wisset und einem nach diesen Verhafteten Diktieren stehen. Könnte auch in diesem Falle erstet werden durch das kassische Elat: „Und folgst du nicht willig, lo brauchst ich Gewalt.“

„Parodon!“ Der Tappissier hat die Remonladesauce, die er soeben zur Ladeforelle nehmen wollte, über das Niederbaltende Seitenblech der Dama gegossen, welche ihr Unthun zu seiner Nachbarin gemacht, und er lag es in einer Weise, als bediene sie eigentlich einen Vorwurf, daß sie einen Stoff, der so gar nichts beitragen kann, zu ihrer Abendtoilette genöhnt hat.

Noch weit leichtfertiger, wenn nicht sogar wegwerfend, klingt das „Parodon“ dessen, welcher einem Tischgenossen den Inhalt eines Champagnerglases über den nagelneuen Frack geschüttet hat. Er findet es steinlich, lächerlich, daß Jener das so sehr an die unrechte

Stelle gekommene Maß schleimigt mit der Serviette zu trocknen sucht und ihm dabei nicht allzu fremdliche Blicke zuwirft. Was will man noch von ihm? Hat er mit dem „Parodon“ sich nicht als wohl-erzogener Mann gezeigt? Und übrigens: „Quel bruit pour une omelette!“

Ein paar Mal mußte ich Zeuge sein, wie ein Wagen einen bedauerlichswerten Menschen überfuhr, wie man ein Kind blutend unter den Rufen eines Hofes hervorzog, und Aufseher wie Aelter bemüht waren, sich durch die Stucht der Verantwortlichkeit für das durch sie angerichtete Unglück zu entziehen. Immer war es mir da, als läse ich auf ihren Lippen das Wort „Parodon“, die hochmüthige, brutale Entschuldigung für etwas, das man nicht selbst, sondern ein widerwärtiger Zufall herbeigeführt, und wofür man sich eigentlich gar nicht zu entschuldigen hat.

„Parodon!“ Sehr von oben herab, und nun folgt eine Berichtigung. Man hat irgend eine Nachricht gebracht, über welche der Andere besser orientirt ist oder zu sein glaubt.

Der Hubertsbürger Frieden wurde am 16. Februar 1763 geschlossen. „Parodon, am 15.“ erfolgt die Berichtigung mit einem mitleidigen und zugleich vernichtenden Blick, als wäre durch diese Berichtigung ein schweres Verbrechen begangen oder wenigstens der Beweis einer bodenlosen Unwissenheit erbracht worden.

„Parodon!“ Es ist der sogenannte Zeitungstuler, der sich mit diesem kurz hervorgehobenen Worte aller in einem Café verfügbaren Zeitungen und Zeitschriften bemächtigt, er ist es aber auch, der mit seinem „Parodon“ in jedes Gespräch hineinplatzt, denn die unerdlichen Vesperblätter sind gewöhnlich eifrige Zeitungsläser.

Hat ein solcher Mensch, der Alles besser weiß als die Anderen, sein „Parodon“ vorausgeschickt, so glaubt er sich berechtigt, zu reden, wo er gar nicht aufgefordert ist, zu antworten, wo er nicht gefragt worden, zu belehren, wo man seiner Weisheit durchaus nicht bedarf. Es wäre wirklich eine nicht unbedeutende Aufgabe für einen Vortragshörer oder einen Vortragshörer, einmal sinnfällig dazutreten, wie viel Hochmuth und Nachlässigkeit, wie viel Stolz, Gleichgültigkeit, Dünkel, Selbstgenügsamkeit, Ueberhebung, Egoismus, demüthigende Herablassung u. s. v. in diesem Wort gelegt werden konnte, das bald wie ein Giftmischel hingeworfen, bald wie eine Beseligung an den Kopf geschleudert wird und nur selten wirklich das ist, was es doch in Wirklichkeit sein sollte, eine Bitte um Entschuldigung oder Verzeihung.

Nun möchte ich allerdings nicht in Uebereinstimmung, daß ein gutes Theil der Bestimmungen, welche im „Parodon“ zum Ausdruck kommen, auch in die deutschen Worte „erlauben Sie“, „entschuldigen Sie“, „verzeihen Sie“ gelegt werden können und thatsächlich also gelegt werden. Das kann man schließlich aber mit jedem Ausdruck thun; behauptete doch ein Schuldner sehr erbittert, er sei durch einen „guten Morgen“ seines Gläubigers in beleidigender Weise an die Verzählung seiner Schuld gemahnt worden.

ebenfalls klingt ein christliches deutsches „Ich bitte um Verzeihung“ aufrichtiger und herzlicher als das französische Parodon; es liegt in diesem hervorgehobenen Wort eine Herzgüte, eine Rücksichtlosigkeit und eine Unart, die uns Deutschen nicht zur Liebe gereicht. Wir sollten uns den bequemen Zweifel gründlich abwaschen und ihn den Franzosen überlassen, bei denen eine leere Redensart viel ist, weil sie sie in eine befriedigende Form zu gießen wissen.

Meine kleine Strafrechtsgabe hat wenigstens einen Vorzug, sie ist ziemlich kurz ausgefallen, und ich hoffe, man wird sie mir bei ihrer vollständigen Unpersönlichkeit nicht verargen. Auf alle Fälle schliesse ich mit der Bitte um Verzeihung, nicht mit Parodon!

Adler und Rabe.

Ein Kammädenmärchen.

Mitgetheilt von

Dr. Alexis Markow.

Ein Adler und ein Rabe trafen einmal zusammen. Da sagte der Adler zum Rabe: „Du, Rabe-Wogel, weshalb lebst Du 333 Jahre, während ich bloß 33 Jahre lebe?“ „Weil ich mich vom Ras ernähre und Du rohes Blut trinkst“, antwortete der Rabe. „Da will ich mich auch vom Ras ernähren“, erklärte der Adler. Gestalt, gethan. Der Adler und der Rabe flogen weit hinaus auf ein großes Feld. Da lag ein todtes Pferd. Der Rabe und der Adler ließen sich darauf nieder und fingen an daran zu picken. Der Rabe war voll Entzücken. Der Adler aber pickte einmal, machte ein künftiges Gesicht; pickte zum zweiten Mal, doch beim dritten Mal rief er aus: „Nieder lebe ich nur 33 Jahre und ernähre mich vom Blut, als daß ich 333 Jahre lebe und Ras essen muß“ — und flog davon.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Grätzke in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wasse in Berlin.

So war Viehwacht herangekommen. Ein trübes, trauriges Fest. Als sie Jhes Tisch zuricht machte und eine neue, selbstgebackene schwarze Schüttlinge daranstellte, welche die Schäden ihrer Kleider verdecken sollte, ein paar armselige Vorkünder, Schultze, Wastke und Heben dazu, da ergriff sie plötzlich mit heiserer Stimme, daß sie die Stellung in dem Konfessionsgeschäft nicht angenommen hatte.

Wie ganz anders hätte sie heute für ihr Kind sorgen, ihm den Tag zu einem Freudenfest machen können!

Ob sie nach dem Fest den Versuch machte, die Stelle noch offen zu finden?

Aber kann, daß sie den Gedanken wieder sah, sah sie auch schon die dreisten, zudringlichen Augen des Pächters wieder über ihr Gesicht und ihre Gestalt gehen, ja sie fühlte sie förmlich wie widerliche Berührungen. Nein — nein, das konnte nicht sein. Ihr Leben hingeben für Jhes, jede Stunde, jede Minute — aber in einer solchen Sphäre atmen, leben sollen — das konnte sie nicht.

Zu Beginn des Januar war wieder ein neuer Stoß Rechnungen eingegangen.

Eines Tages hatte sich zwischen die Rechnungen auch einmal ein Brief verirrt.

Der Landgerichtspräsident von Egnern, ein Bruder ihrer Mutter, meldete sich bei den kommenden Abend bei Alexandra an.

Der viel beehrte Herr war zum Ordensfest geladen gewesen und gebachte sich danach noch ein paar Tage in Berlin aufzuhalten, ehe er wieder nach Königsberg zurückging.

„Die Miegier wird ich herheilen“, dachte Alexandra. „Die liebe Familie will doch wissen, wie es bei einer fernhergekommenen Waisenstube ausseht.“

Als Alexandra ihrem Mann von dem bevorstehenden Besuch Mittheilung machte, bestand er darauf, einen Kameraden dazu zu laden, dem Bedachte zu geben er für durchaus nöthig befand.

„Nebenbei, was soll man den ganzen Abend mit dem feinen alten Herrn reden. Da Du doch einmal anfängliches Abendbrod geben müßt, kommt es auf eins heraus.“

Alexandra hatte nicht widersprochen, obgleich sie genau wußte, daß es durchaus nicht auf eins herauskam.

Der Kamerad, den der Herr laden wollte, war ein verhöhlter Lebewmann. Sirt würde darauf bestehen, ihn angemessen zu bewirtheln, während für den sehr sparom gewöhnlichen Präsidenten, der dabei nicht anders als dessen Idee und farg belegte Butterknecht kannte, ein fergales Abendbrod durchaus ausreichend gewesen wäre. (Fortsetzung folgt.)